

Draußen im Revier

Von Jagd und Jagdpraxis



Wolfgang Heller

Draußen im Revier

Geplanter Inhalt

- Der Weg zur Jagd
- Die ersten drei Jagdjahre
- Das erste Revier

- Revierkarte
- Reviereinrichtung
- Reviergestaltung
- Wild
- Wildäsung
- Jagd
- Winterfütterung
- Jagdpause
- Ein neues Revier
- Einrichtung
- Wild
- Rotwild, Schwarzwild, Rehwild, Niederwild
- Fährten und Spuren
- Bejagung
- Suhlen, Malbäume, ...
- Kirrungen

Es gibt Dinge, die angeboren sind oder angeboren werden. Es gibt aber auch Dinge, in die man hineingeboren wird. Ich jedenfalls wurde hineingeboren in eine Landschaft im Hintertaunus, die bestimmt ist von weiten Wäldern, eingestreuten Feldern und einer Jahrtausende langen Tradition in der Metallgewinnung und Metallverarbeitung.

Ich wurde hineingeboren in eine Landschaft, in der Rot- und Schwarzwild zu Hause sind, Rehwild eine große, das übrige Niederwild aber eine kleinere Rolle spielt, in der die Menschen auch heute noch der Jagd zugewandt sind und sie als notwendige Voraussetzung für ein gutes Zusammenleben zwischen Feld, Wald, Mensch und Wild sehen.

Ich wurde geboren in Wolfenhausen, dem Dorf, in dessen Wäldern der Schinderhannes verhaftet wurde, in einem Dorf, in dessen Gemarkung vor 200 Jahren der letzte Wolf in der Gegend erlegt wurde und dessen benachbartes Jagdrevier ich später für ein Jahrzehnt bejagte.

Ich wuchs auf in der Audenschmiede, dem wohl kleinsten Ort des mittleren Weiltals, der bestimmt war durch seine Eisengießerei, ein paar wenige Häuser und seinen Bahnhof.

Es war ein besonderer Bahnhof. Dank seiner Lage war er Ein- und Ausstiegspunkt für alle, die die Orte im oberen Weital erreichen wollten. Von Emmershausen, über Weilrod, Weilnau bis hinauf nach Schmitten.

Der kleine Bahnhof war wegen seiner Eisengießerei und dem Holzumschlag zugleich der wichtigste Warenumschlagsplatz im ganzen Weital.

Abgesehen von den zahlreichen Gießereiwaren gab es kaum einen Baumstamm, der im mittleren und oberen Weital geschlagen wurde, der nicht in Audenschmiede auf die bereit stehenden Rungenwagen verladen wurde. Ich rieche noch heute die dampfenden Pferdegespanne mit ihren umgehängten Hafersäcken und sehe dazwischen die unzähligen Spatzen, die alle herunterfallenden Haferkörner dankbar aufpickten. Und wenn dann die Stämme mühsam und unter großer Gefahr mit reiner Muskelarbeit, Seilen und Umlenkrollen verladen waren, hielten die Fuhrleute noch einmal im Gasthaus Löhr an der Weil für den einen und anderen Fuhrmannsschnaps an. So gestärkt hüllten sie sich in ihre Pferdedecken, zogen die Schildkappen ins Gesicht, brachten mit einem kurzen Peitschenhieb und einem *Jurr* die Pferde in Gang und ließen sich schlafend nach Hause fahren. Für uns Kinder war das trotz aller Not eine goldene Zeit. Wie spielten zwischen den Pferden und lauschten den Geschichten der Holzleute von Wald, Wild und Jagd

Auch die gesamte Versorgung des oberen Weitals mit Waren, Lebensmitteln, Baumaterialien und Brennstoffen verlief in der damals noch weitgehend autofreien Zeit über den Bahnhof in Audenschmiede. Es ist auch interessant zu vermerken, dass zwei Bahnhöfe weiter talab am Bahnhof Ernsthausen die Keimzelle für einen der größten Lebensmittel-Konzerne

Europas lag. In einer kleinen unscheinbaren Halle betrieb in den fünfziger Jahren Hugo Leibbrand einen kleinen Lebensmittelgroßhandel, mit dem er die heimischen Geschäfte versorgte. Seine Kinder wagten den Sprung nach Rhein-Main, wo sie in den Folgejahren den Lebensmittel-Konzern HL – Penny aufbauten. Hugo Leibbrands Initialen wurden zum Logo des Unternehmens.

Aber zurück zur Jagd. So gut wie jedes Stück Wild, das nicht in der heimischen Küche verwendet wurde, trat vom Bahnhof Audenschmiede aus in den Gepäckwagen der damals noch zahlreich verkehrenden Züge, seinen Weg in die Stadt, also nach Frankfurt an. Kühlkette und Wildhygiene waren kein großes Thema. Das Wild lag auf dem Bahnsteig zum Verladen bereit auf einem zweiachsigen Handkarren, umschwärmt von tausenden von Fliegen. Bis es nach Frankfurt gelangte, war es abgelagert und reif. Es war die Zeit des Aufbruchs. Die Frankfurter schätzten Taunuswild mit Hautgout.

So wie das Wild nach Frankfurt gelangte, kamen damals in umgekehrter Richtung die Jäger und Jagdpächter aus Frankfurt, Oberursel und Bad Homburg mit Fahrrad, Rucksack, Hund und Drilling per Bahn zur Audenschmiede. Von hier aus traten sie dann den Weg in ihre Reviere an.

Der Audenschmieder Bahnhof war auch der Ort, an den sich Ende der zwanziger Jahre der Langenbacher Jagdpächter rettet, nachdem er im letzten Büchsenlicht nahe der

Langenbacher Mühle den wohl letzten Bären in Deutschland erlegt hatte. Davon mehr an späterer Stelle.

Man kann sich vorstellen, dass jemand, der in so ein Umfeld hineingeboren wurde und darin aufwächst, gar nicht anders kann, als selbst ein Waldmann und Jäger zu werden.

Die Weiltalbahn in ihren engen Tälern und der hintere Taunus haben aber auch eine dunkle Geschichte. Die weiten Wälder, engen Täler und die bergbauliche Vergangenheit bewogen die Nationalsozialisten, ganz in der Nähe eines der geheimnisvollen Führerhauptquartiere, den Adlerhorst bei Kransberg, einzurichten. Er war verbunden, heute würden wir vernetzt sagen, mit den angrenzenden Bahnlinien und dem Feldflugplatz in Merzhausen, dessen Gelände heute als Erdfunkstelle dient. Von hier aus wollte Hitler das Kriegsgeschick mit der Ardennen-Offensive noch persönlich wenden. Sein Zug war in dieser Zeit in den schützenden Tunnels von Weilburg, Weilmünster und vor Hasselborn geparkt.

Das alles blieb den Alliierten nicht verborgen. Immer wieder griffen Jagdflieger und Bomber Ziele im Weiltal an. Am heftigsten traf es unsere Heimat am Heiligen Abend 1944. Zur Mittagszeit griffen über zweitausend Bomber und Jagdflugzeuge verschiedene Ziele im und um den Taunus an. Hitler muss danach wohl eingesehen haben, dass die Lage aussichtslos war. Bei Nacht und Nebel setzte er sich nach Berlin ab. Die einen berichten, er sei mit der Bahn geflohen,

andere erzählen, seine Lieblingspilotin Hannah Reitsch hätte ihn im Fieseler Storch nach Berlin geflogen. Sei's drum. In Berlin fand er sein verdientes Ende. So mancher verwachsene Bombenkrater erinnert in unseren Revieren noch an diese Zeit.

Unsere beliebtesten Spielplätze als Kinder waren die zahlreichen Schützengräben an der Südseite des Bieler Bergs in Weilmünster. Dort, wo die Luftabwehrschützen in den Gräben lauerten und wir als Kinder in den Ginstern spielten, liegen heute die Sauen im Kessel, geschützt vom Schwarzdorn, gewärmt von der Sonne.

Jagd in der Besatzungszeit

Im Frühjahr 1945 war die Zeit von Not, Gewalt und Verbrechen vorbei. das Unrechtsregime brach in sich zusammen. Die Regierungsgewalt wurde erst einmal von den Alliierten Kommandaturen ausgeübt, bis die junge Bundesrepublik auf festen Füßen stand. Die Menschen machten sich daran, ihr Leben einzurichten und aufzubauen. Auch wenn die Not noch groß war, herrschte allenthalben Aufbruchstimmung.

Es war die Zeit, in der die ersten Soldaten aus der Gefangenschaft zurückkehrten. Darunter auch mein Vater. Auch mein späterer Jägervater Karlheinz Lang kehrte damals zurück. Er sollte später mein Lehrer werden. Doch erst einmal hieß es, Fuß fassen.

Die Jagd ruhte. Waffenbesitz war bei Todesstrafe verboten. Alle Jagdgewehre waren bei den örtlichen Kommandaturen abzuliefern. Das Jagdrecht war den Besatzungstruppen vorbehalten. Das war für die Sauen eine gute Zeit. Schon während des Krieges wurden sie kaum bejagt, waren die Männer doch fast alle zum Militär einberufen.

So war die Nachkriegszeit auch die Zeit, in der die stärksten Keiler reiften. Sie hatten ja fünf, sechs und manchmal noch mehr Jahre Zeit, zu kapitalen Sauen und Hauptschweinen heranzureifen. Mein Jägervater konnte damals eine ganze Galerie starker Gewaffe ansammeln. Er war mein Lehrer in der Volksschule. Gerne mal vergaß er zu Hause die eingesammelten Hefte. Dann schickte er mich und meinen Freund zu sich nach Hause, die Hefte zu holen. Während seine Frau die Hefte zusammensuchte, konnten wir Buben die mächtigen Keilerwaffen über seinem Schreibtisch bewundern. In der Ecke standen Büchse und Drilling, auf dem Schreibtisch lag die Munition. Eine unaufgeregte Zeit.

Trotz angedrohter Todesstrafe wurden nach dem Krieg nicht alle Jagdwaffen abgeliefert. So manche Waffe wartete in Ölpapier eingewickelt im heimlichen Versteck darauf, wieder ihrer Bestimmung nach eingesetzt zu werden.

So einen 98er Karabiner hatten auch mein Jägervater und sein Großvater damals im Revier verborgen. Den hat er zeitlebens auch später noch bei Drückjagden mit sich geführt. Der alte 98er-Karabiner lag in Ölpapier eingewickelt im Erdversteck.

In mondlosen Nächten, nicht im gefährlichen Mondlicht, wurde er zur heimlichen Jagd hervorgeholt. Wie das ablief, hat er bei späteren Treibjagden immer gern erzählt.

Wenn der Mond seine Kraft verloren hatte, schlich sich mein Jägervater hinaus ins Revier. Dort wartete der Karabiner in seinem Versteck. Bevor es dann auf Pirsch ging, wurde das Magazin mit noch vorhandenen Patronen gefüllt. Gab es keine Jagdmunition mehr wurden 8x57-Kriegspatronen, die noch überall herumlagen, geköpft und eingeritzt und so als Teilmantel-Geschosse zur Jagd verwendet. Es ging ja nicht um präzise Fernschüsse. Jagd war damals ein Stück überleben.

Mit geladener Büchse hieß es dann, sich bei gutem Wind an eine der im Feld schmatzenden und quiekenden Rotten heranzupirschen. Im reifen Getreide und auf den Schadplätzen heben sich Sauen auch ohne Mondlicht gut von der Umgebung ab. Eine gerne gebräuchliche Variante war auch, auf dem Boden liegend die Sauen gegen den immer noch ausreichend hellen nächtlichen Horizont zu schießen. Zielen und Schießen waren dann eins. War der Schuss verhallt, hieß die Devise, erst einmal so schnell wie möglich in Deckung zu gehen.

Denn in wenigen Minuten brausten dann die Militärstreifen aus der amerikanischen Kommandatur, die in der Volksschule in Weilmünster eingerichtet war, in ihren Jeeps heran, leuchteten die Felder mit Suchscheinwerfern ab, schossen mit ihren aufmontierten Maschinengewehren ein paar Salven ins

Feld und brausten so schnell, wie sie gekommen waren, zurück ins Quartier.

Wenn dann die Luft rein war, holte mein Jägervater zu Hause den Handwagen, barg draußen im Revier das erlegte Wild, verstopfte Ein- und Ausschuss, um keine verräterische Schweiß-Spur zu hinterlassen und fuhr es auf dem Leiterwagen, abgedeckt mit aufgelesenem Holz, in die Eisengießerei des Großvaters, wo sie es zerlegten und die Reste im Schmelzofen entsorgten. So trugen Jagd und Wild trotz Jagd- und Schusswaffenverbot zur Versorgung der Küche in Notzeiten bei.

Mit dem Auto verändert sich die Jagd

Es kam dann aber auch die Zeit, in der die Jäger wieder das Jagdrecht und auch ihre Gewehre, sofern sie noch vorhanden waren, zurückerhielten. Das war die große Zeit der heimischen Jäger und Jagdpächter. Sie lebten in den Revieren oder nahe ihren Revieren und konnten nach Jahren der Jagdruhe aus dem Vollen schöpfen. Die Jäger der großen Städte mussten erst einmal ihre Städte und Existenzen aufbauen und hatten darüber keine Zeit, weit hinaus zu fahren.

Das begann sich Ende der 50er Jahre zu ändern. Die Straßen wurden besser, schneller und breiter, ebenso die Autos. Es war jetzt keine große Geschichte mehr, in einer knappen Stunde mit dem Auto von Frankfurt in die Reviere meiner Heimat zu fahren. Und auch von Rhein und Ruhr waren die Reviere unserer Heimat in nicht viel mehr als 2 Stunden zu erreichen. Es begann die Zeit, in der die Reviere unserer Heimat von den finanzkräftigeren Jägern von Rhein und Ruhr gepachtet wurden.

Das mit über 1200 Hektar größte Revier pachtete damals die Geschäftsführung von GECO, einem Tochter-Unternehmen von Dynamit Nobel, heute RUAG Ammotec. Für Wild und Revier begannen damals zwei jagdlich vorbildliche Jahrzehnte.

Es war eine Zeit, in der Böcke noch Zeit zum Reifen hatten und Rotwild nicht als Schadwild angesehen wurde und der Bestand dennoch in einer waldverträglichen Höhe gehalten werden konnte.

Es war damals aber auch die Zeit einer sehr vertrauensvollen und freundschaftlichen Zusammenarbeit zwischen der forstlichen und der privaten Jagd.

Meine jagdliche Prägung

Von jungen Hunden wissen wir, dass sie in den ersten Monaten auf ihre Mitmenschen und ihr Umfeld geprägt werden. Ähnlich geht es uns Menschen und ähnlich ging es mir. Aufgewachsen in einer naturbezogenen und jagdbezogenen Umwelt war auch die jagdliche Prägung zwingend.

Unser nach dem Krieg gebautes Haus lag am Rand des Dorfes. Dahinter folgten nur Hecken und Feld. Dahinter wiederum ging es in die weiten Wälder des Hintertaunus. Sommers wie winters besuchten Hasen und Rehe unseren Garten. Der Fuchs schlich immer wieder mal um den Hühnerzwinger. Liefen die Hühner frei ums Haus, gelang es ihm auch, das eine und andere Huhn zu erbeuten.

Kleine und große Waffen

Zu Hause waren mir mit einem Flobert und einem Luftgewehr bewaffnet. Mit letzterem schoss ich auch schon mal den einen und anderen Hasen, der sich in unserem Garten eingerichtet hatte. Damals waren Hase, Reh und Fuchs noch unsere Nahrungskonkurrenten. Als sich einmal ein besonders dicker Hase im Garten eingerichtet hatte, schoss mein Vater ihm mit

dem Flobert auf die Stirn. Die kleine runde Kugel war aber zu schwach, um den Schädel zu durchschlagen. Der Hase schüttelte sich, sprang ab, um in den nächsten Tagen wieder am Salat zu naschen. Ansonsten jagten wir Kinder damals Spatzen, die die Saatkörne fraßen und Stare und Amseln, die unsere Erdbeerernte schmälerten.

Der Umgang mit Waffen und Munition war recht alltäglich. Überall lag noch Kriegsmunition herum. Ab und zu auch mal die eine und andere Granate.

Als Polizist und kriegserfahren war mein Vater damals Anlaufstation für abgelieferte Munition. Granaten wurden im Garten abgelegt, bis sie vom Spreng-Dienst abgeholt wurden, Munition entschärften wir am Gartentisch. Mit einer Zange hielt mein Vater die Hülse, mit einer zweiten Zange drehte er das Geschoss heraus. das Pulver sammelten wir in einer Blechbüchse. Es war die größte Freude für uns Kinder, das Pulver später auf dem Weg auszuschütten und anzuzünden.

Als Polizist war mein Vater mit einem Revolver amerikanischer Herkunft und einem M1-Karabiner ausgerüstet. Der Revolver lag geladen und griffbereit in der unverschlossenen Nachttischschublade, der Karabiner stand griffbereit und geladen in der Ecke hinter dem Kleiderschrank. Als Bub wurde ich da früh in die Verantwortung genommen, die Waffen niemals alleine, sondern nur unter Aufsicht anzufassen. So habe ich früh gelernt, Verantwortung und Verabredung einzuhalten. Verantwortung wird durch Vertrauen entwickelt!

Mein Vater war dabei so klug, mich immer wieder mal mit dem Revolver und auch mit dem Karabiner schießen zu lassen. Die beste Zeit dafür ergab sich anlässlich der polizeilichen Fußstreifen mit Kollegen und Diensthund durch Feld und Wald, die allwöchentlich auf dem Dienstplan standen. Die besten Orte dafür waren die vielen kleinen und größeren Steinbrüche, in denen die Menschen die Bruchsteine für die Fundamente ihrer Häuser brachen.

Nachkriegsbedingt war der Umgang mit Waffen und Munition viel entspannter als heute. Ich erinnere mich da noch an einen Freund meiner Eltern, der zur gleichen Zeit wie wir ein paar Parzellen weiter sein neues Haus baute. Eines Morgens besuchten wir ihn in seinem Rohbau. Er kam gerade von der Jagd. In der Ecke des zukünftigen Wohnzimmers stand sein 98er. "Bub", sagte er zu mir, „willst du mal was sehen?“ Natürlich wollte ich. Er fasste in seinen Hosensäckel, fingerte ein paar Patronen heraus, lud sie in den Karabiner und schoss eine Handvoll Leuchtpurgeschosse quer über Ort und Kirche rüber zum Kirberg. Am heiligen Sonntagmorgen. Unten im Tal hielt der Pfarrer gerade seine Predigt.

Stell euch vor, was da heute los wäre. Welche Lawine an Einsätzen das heute in unserer aufgeregten Zeit auslösen würde: Polizei, SEK, Feuerwehr, Rotes Kreuz, Notarzt, Psychologen, Reporter, TV-Teams, Minister, Bundestagsdebatte, Verschärfungen des Waffenrechts, ...

Jagdliches Umfeld

Aber es gab auch eine jagdliche Prägung jenseits von Waffen und Munition. Eine der Schwestern meines Großvaters war mit einem Förster im Hohen Westerwald verheiratet. Er muss wohl ein geschätzter Mann gewesen sein, setzte man ihm doch nach seinem Tod einen Gedenkstein im Wald. Wenn wir beim Onkel im Westerwald zu Besuch waren, standen Reviergang und Ansitz im Mittelpunkt des Besuchs. Die verbleibende Zeit verbrachte ich mit seinem Drahthaar in Zwinger und Revier.

Auch der Großvater meines Onkels war Förster. Ebenso dessen Söhne und einer der Schwiegersöhne. Wenn mein Onkel Geburtstag hatte, ging das Gespräch fast nur um Wald, Wild und Jagd in den Revieren des Taunus, des südlichen Rothaargebirges, des Dillenburger Berglands und des Schelderwalds. So wie ich es später bei Hermann Huttel in seinen Geschichten aus dem Dillbergland las.

Meine ersten Bücher waren Jagdbücher

Heutzutage stapeln sich in den Kinderzimmern die tollsten Bücher in den Regalen. Wir hatten als Kinder keine Bücher. Es gab kaum welche und wenn es welche gab, waren sie uns auf dem Land nicht zugänglich. Es gab keine Buchhandlungen. Fernsehen gab es auch nicht.

Unsere gesamte Kommunikation erfolgte praktisch nur per Hören und Sagen. Mitte der 50er Jahre kamen dann endlich die ersten Bücher auf. Für mich besonders spannend und erstrebenswert zu lesen waren damals die Bücher von *Horst im Försterhaus*. Die Alten werden sich vielleicht noch erinnern. In den 4 Bänden ging es um einen Jungen, der mit seiner Mutter in Berlin lebte. Sein Vater war im Krieg geblieben. In den Ferien durfte Horst dann hinaus zum Onkel fahren, der als Förster in einem Forsthaus irgendwo in den einsamen Landschaften der Mecklenburger Seenplatte lebte.

Der Autor Erich Kloss beschrieb, sehr spannend zu lesen, wie der Junge im Frühling das Revier kennenlernen durfte, wie er den Onkel im Sommer zur Bockjagd, im Herbst zur Hirschjagd und im Winter zur Jagd auf Sauen begleiten durfte. Ich habe die Bücher damals so oft gelesen, dass ich sie fast auswendig kannte. Das Kapitel, in dem der Onkel seinem Jagdherren einen Hirsch mit dem Hund lancierte, blieb mir so gut im Gedächtnis, dass wir auf diese Weise später versuchten, meinen Hirsch ebenso vor die Büchse zu lancieren. Nur dass ich den kapitalen Hirsch in aller Aufregung unterschoss.

Als die Bücher später verloren gingen, habe ich mir sie vor Jahren per Ebay noch einmal bestellt. Sie stehen jetzt zusammen mit meinen anderen Büchern über die Jagd im Regal.

Mit Sanella in die weite Welt

Um die 1000 Kilometer bin ich in den frühen Fünfigern gelaufen, um alle Bilder für die vier Sammel-Alben von Sanella zusammenzubekommen. Zu jedem Einkauf gab es ein Bild. Hatte man alle hundert Bilder beisammen, konnte man sich das Einklebe-Album dazu kaufen und sich ein tolles Buch zusammenstellen. Vier solcher Sammelbücher erlief ich mir damals.

Das erste befasste sich mit Afrika. Natürlich ging es darin auch um die Jagd. Die Texte waren spannend geschrieben. Die Bilder waren noch nicht fotografiert, sondern handgemalt, weil es keine Fotos gab. Sie waren aber so gut in den Farben Afrikas gemalt, dass man Afrika förmlich spüren und riechen konnte. Als ich Jahrzehnte später erstmals selbst zu Füßen des Kilimanjaro auf Foto-Safari unterwegs war, spürte ich das Gefühl von damals wieder. Ich denke, das kann sich keiner mehr vorstellen.

Im zweiten Buch ging es um eine Expedition durch das nordöstliche Kanada. Der damalige Chef des Tierparks Hagenbeck im Hamburg war nicht nur Zoodirektor, sondern auch passionierter Jäger. In Edmonton in Alberta ließ sich die Expedition bei einem Outfitter mit allem ausrüsten, was für das Leben und Überleben in der Wildnis notwendig war. Ich konnte mir damals nur denken, was der Begriff Outfitter bedeutete. Ein Wörterbuch zum Nachschlagen hatte ich nicht. Offiziell ging um eine biologisch-ökologische Forschungsreise.

Liest man das Buch, war es wohl eher eine Jagd-Safari mit spannenden Erlebnissen und Eindrücken auf wiederum gemalten Bildern.

Der alte Brehm

Als ich dann zum Gymnasium kam, bekam ich die beiden Bände von Brehms Tierleben geschenkt. Auch Brehm war nicht nur Forscher, sondern auch begeisterter Jäger. Viele Stellen im Buch belegen das. Er war als Jäger auch in hessischen Revieren unterwegs. Er schreibt an einer Stelle:

„Die Jagd in den recht wildleeren hessischen Wäldern hatte ihren besonderen Reiz“

Nachdem ich auch die beiden Bände von Brehm mehrfach gelesen hatte, war ich eigentlich reif für die Jagd. Wenn da nicht die Schule im Weg gestanden wäre und ein Elternhaus, das versuchte, mich so lange wie möglich vor dem Jagd-Virus zu bewahren. Über die Jahre verlor ich so die Jagd aus den Augen.

Ich machte mein Abitur, studierte, wurde Lehrer in meiner Heimatgemeinde, heiratete, baute ein Haus, pflanzte mehr Bäume, als ein Mann pflanzen muss und freute mich 1974 gemeinsam mit meiner Frau über unser Baukind.

Das mit der Jagd kam aber plötzlich wieder hoch, als an einem herbstlichen Sonntagmorgen drei mir gut bekannte Jäger zu

Fuß mit Flinte, Drilling und drei prächtigen Vorstehhunden an unserem Haus vorbei den Berg hinauf zur spätherbstlichen Hühner- und Hasenjagd gingen, während wir beim sonntäglichen Frühstück saßen. In dem Augenblick war mir klar: Das willst du auch.

Zwei Jahre später hatte ich dann meinen Jagdschein in der Tasche und konnte erstmals im Revier von zwei Freunden die Büchse führen.

Meine ersten Jahre als Jäger

Mir war es immer daran gelegen, in den Revieren meiner Heimat zu jagen. Man könnte mir eine halbe Autostunde entfernt den mächtigsten Hirsch zum kostenlosen Abschuss anbieten, ich hätte keinen Bezug zu ihm und würde das Angebot dankend einem überlassen, in dessen Leben der Hirsch eine größere Rolle spielte.

Froh war ich aber, dass ich von meinem ersten Tag an mit Jagdschein im Revier zweier Freunde jagen durfte, in dem auch mein Jägervater zur Jagd ging. Die südwestliche Ecke des Reviers war in weniger als 3 Kilometern zu erreichen.

Es war das Revier, in dem früher der ‚alte Leitz‘ jagte. Fast jeder zweite Familienvater aus unserer Region ‚*schaffte damals beim alten Leitz!*‘ Und mit das Größte war damals, ein Fernglas vom alten Leitz zu besitzen. Wir kannten ihn nur von einem Foto aus dem Physik-Saal unserer Schule, die er als früher Sponsor unterstützt hatte. Und gehört von ihm hatten wir auch in den damals noch kalten Wintern, wenn die Schüsse seiner Treibjagden über den Berg zu uns ins Tal herüberhallten. Dann sagten die Leute: „*Horch, der alte Leitz macht Jagd.*“ Damals konnte ich mir noch nicht vorstellen, dass ich später besonders gerne dort ansaß, wo früher die Jagdhütte des alten Leitz stand.

Als Jungjäger war ich gar nicht auf große Abschüsse erpicht. Ich wollte mich erst einmal in die Jagd einfühlen und einfuchsen. Natürlich wollte ich mal eine Wildsau schießen.

Vor allem aber freute ich mich, auf die Jagd gehen zu können. Ich konzentrierte mich auf besagte südwestliche Revierecke. Die lag abseits vom Fokus der beiden Jagdpächter direkt an der Bundesstraße. Zwei Hochsitze gab es dort. Eine überdachte offene Kanzel an der Ecke einer kleinen Waldinsel und den Birnbaum. Die Kanzel am Dietenhäuschen bzw. ihre Nachfolgerin steht noch heute am Platz, der Birnbaum ist im Sturm gefallen. Mit ihm die Leiter.

Die Birnbaumleiter

Die Birnbaumleiter war sehr speziell. Sie war zur falschen Seite geneigt. Als ich das erste Mal von vorne aufstieg, stand ich vor dem Brüstungsholz. Um auf die Bank gelangen zu können, hätte ich über die Brüstung klettern müssen. Das war ohne Büchse schon schwierig, mit Büchse und Glas wohl unmöglich. Deshalb hieß es innen aufzusteigen. Die Leiter bot aber nicht den heute weit verbreiteten Innenaufstieg. Die Leiter war in die falsche Richtung geneigt. Um aufzusteigen musste man rückwärts hängend die Sprossen hinaufsteigen. Wie an einer überhängenden Wand im Kletterpark. Oder wie Sylvester Stallone im Film Cliffhanger. Jeder Fehlgriff hätte den Absturz bedeutet. Gut, ich war sportlich und fit und gelangte schließlich oben an. Auf dem schmalen Sitzbrett sitzend schaute man durch ein breites Loch nach unten. Hier durfte man sich keine falsche Bewegung leisten. Einschlafen war lebensgefährlich. Um ein kleines Gefühl der Sicherheit zu

haben, zog ich nach dem Aufbaumen den Gürtel aus dem Hosenbund und schlang ihn um mich und einen Seitenholm. Der Blick von der Leiter auf die davor liegenden Felder aber war großartig. Fast die ganze Feldgemarkung des Reviers war von hier oben zu überschauen. Um auch des Nachts sicher auf den Sitz klettern zu können, übte ich bei gutem Licht mehrfach den Aufstieg wie ein Boulderer an der überhängenden Wand. Mit jedem Klettergang wurde ich sicherer. Nach ein paar Klettergängen wurde der Birnbaum zu meinem Lieblingsplatz im Revier. Und dank des schwierigen Aufstiegs machte mir keiner den Platz streitig.

Weil die sommerliche Jagd im Feld auf Hochwild nur nachts oder im Morgengrauen möglich war, ging ich abends früh ins Bett, stieg kurz nach Mitternacht auf, fuhr mit dem Auto bis zur Kreuzung an der Bundesstraße, hängte Gewehr und Glas um, nahm die Sandalen in die Hand und pirschte auf leisen Socken entlang der sommerlich warmen Bundesstraße zum Sitz. In dunklen Nächten orientierte ich mich an den Leitpfosten und am Mittelstreifen. Um im Feld stehendes Wild nicht zu verprellen, hielt ich an jedem Leitpfosten an, und glaste das Feld gegen den Nachthimmel nach Wild ab. Kritisch waren nicht die im Feld unachtsamen Sauen, sondern das Rotwild, vor allem das ausgezeichnet äugende und aufmerksame Kahlwild. Weil das Wild ja im Feld stand und auch nachts auf der Bundesstraße Autos unterwegs waren, störte meine Barfußspur auf der Bundesstraße nicht.

Am Birnbaum angekommen, hieß es, die Sandalen wieder anzuziehen, hinaufzuhangeln und sich oben einzurichten. Um das Gefühl zu haben, nicht hinunterfallen zu können, schnallte ich mich mit dem Gürtel am Sitzpfosten fest. Dann döste ich bis zum ersten Büchsenlicht vor mich hin.

Aber schon während der Nacht konnte ich von dort oben die dunklen Silhouetten von so manchem Hirsch erkennen. darunter auch ganz mächtige mit starken Stangen, vielen Enden und weiter Auslage. Ein Hirsch geisterte damals wie ein Phantom durch die Reviere. Die Jäger nannten ihn Marschall. Ich bin überzeugt, ihn einmal an anderer Stelle im Herbst gegen den Horizont gesehen zu haben. Sein Geweih war mächtig und vielendig. Es wurde nie auf einer Trophäenschau ausgestellt. An den Stammtischen aber wusste man zu erzählen, an wessen Wand er seine letzte Ruhestätte gefunden haben soll.

Die Bundesstraße war schon damals der erfolgreichste Jäger im Revier. Oben auf dem Birnbaum sitzend sah ich oft bangend zu, wie sich Rudel und Rotten der Bundesstraße näherten, um über die Straße in die Tageseinstände zu gelangen. Ich konnte sehen, wie das Wild beim Herannahen eines Autos zurückwich, wie es einen zweiten Anlauf nahm, um über die Straße zu gelangen, wieder vor einem herankommenden Auto zurückwich und dann, schon fast in Panik, so schnell es konnte vor dem nächsten Auto die Straße querte.

Ich hatte ja Zeit dort oben auf hoher Warte. So nahm ich an Hand der Leitpfosten eine Strecke von 100 Metern in den Blick und zählte, wie man's beim Gewitter macht, die Sekunden, die ein Auto brauchte, diese Strecke zu passieren. Autos, die 3 Sekunden für den 100m-Abschnitt brauchten, waren mit etwa 120 km/h unterwegs. Viele waren trotz aller Warnschilder schneller unterwegs.

Aber ich saß ja nicht im Birnbaum, um Autos zu beobachten. Ich wollte ja endlich meine Wildsau erlegen. Die Gelegenheit kam schneller als erwartet. Eines frühen Morgens im Juli rauschte es im reifenden Getreide. Sauen zogen durch die Halme, auf dem Weg in die Einstände.

Ich machte mich fertig. Die Büchse lag schussbereit auf der Brüstung. Jetzt musste einer der schwarzen Gesellen nur noch den Schritt aus dem Acker heraus wagen. Da stand auch schon ein Stück Schwarzwild sichernd am Ackerrand. es war halb so hoch wie die Halme. Ich schätzte es auf die 80 Meter auf etwa 40 – 50 Kilogramm. Endlich machte es en zweiten Schritt und gab den Fleck hinter dem Blatt frei. Als der Schuss brach, brach im Getreide die Hölle los. Eine große Rotte brauste durchs Getreide und stürmte in breiter Front über die Bundesstraße in den rettenden Wald.

Mein Gedanke war: das war wohl vorbei. kein Zeichnen, keine Zeichen. Weil ich gelernt hatte, den Anschuss erst später zu betreten, fuhr ich erst einmal nach Hause, benachrichtigte dort meinen Jägervater. Nach dem Frühstück fuhren wir

zusammen hinaus. Am Anschuss keine Schusszeichen, kein Schnitthaar, kein Schweiß, kein Mageninhalt. Nichts. Die Ausrisse waren von den Trittsiegeln der flüchtenden Rotte verwischt.

Mein Jägervater war ein erfahrener Jäger, der schon zahlreiche Sauen geschossen hatte. „Da hast du wohl vorbeigeschossen“. Trotzdem suchten wir kreisend noch ein Pirschzeichen zu finden, hatten aber keinen Erfolg. Tage später rief mich einer der Pächter zum Rapport. Der Bauer war bei der Getreideernte gar nicht weit weg vom Anschuss auf eine verendete Sau gestoßen. Sie hatte einen weichen Schuss. Sie war so weit unten getroffen, dass wohl nur kleinstes und feinstes Schnitthaar abgetrennt wurde, war aber wegen der Schockwirkung des Geschosses sehr schnell verendet. Der Ausschuss selbst war durch Feist verstopft.

Das war der eine Teil des Dramas. Der zweite Teil war die Tatsache, dass ich eine führende Buche geschossen hatte.

Ich schoss damals eine Büchse im Kaliber 7 x 64 mit dem Kegelspitzgeschoss. Es ist eigentlich ein hochwirksames verlässliches Geschoss, mit dem ich später noch so manche Sau schoss. In diesem Fall hat es zwar tödlich gewirkt, aber wohl nur Schusszeichen hinterlassen, die so fein waren, dass wir sie nicht wahrgenommen hatten.

So wie Vieles seine zwei Seiten hat, so hatte auch dieses Missgeschick auf lange Sicht eine gute Seite. Ich habe darüber gelernt, sorgfältig zu jagen. In den langen Jahren, die ich

danach zur Jagd ging, habe ich nur zwei Nachsuchen verursacht. Alle anderen beschossenen Stücke lagen im Feuer oder nicht weit vom Anschuss.

In den drei Lehrjahren im ersten Revier schoss ich nach dem Fehlschuss auf Schwarzwild noch ein Rotkalb, einen Knopfbock, ein Schmalreh und einen Fuchs.

Gerne hätte ich mich nach meinen drei Lehrjahren damals an der Jagd beteiligt. Weil in dem Revier aber schon zwei Pächter und drei weitere Jäger zur Jagd gingen, war dort auf Dauer kein Platz für mich.

Ein eigenes Revier

So fragte ich bei unserer Gemeinde nach der Möglichkeit, ein Revier oder ein Teilrevier zu pachten. Diese Möglichkeit sollte sich schneller ergeben, als ich dachte. Nur Monate später rief mich das für die Jagd zuständige Büro der Gemeinde an und bot mir die Möglichkeit, Halbpächter in einem gut 600 ha großen Revier an der Grenze zum Hochtaunuskreis zu werden.

Besser konnte es kaum kommen. Meine Eltern waren dort zur Schule gegangen, kannten fast alle Einwohner, dort war der bis dahin letzte Bär in Deutschland geschossen worden und dorthin war ich schon einige Male von der früheren Pächterin eingeladen worden, um am aufgehenden Mais auf Sauen anzusitzen. Ich hatte bei meinen Ansitzen auf Sauen gesehen, dass Rotwild im Revier seine Fährte zieht und hatte damals auch schon wenige Wochen, bevor die Jagd auf Keiler aufging, einen von ihnen über eine Stunde im Morgengrauen beim Brechen auf dem Maisacker beobachtet und nicht nur einmal mit der Büchse anvisiert, angeklickt und in Gedanken erlegt.

Wenige Tage nach dem Anruf saßen mein Mitpächter und ich im Rathaus und unterzeichneten den Vertrag.

Während meiner ersten Rundfahrt durchs neue Revier, fand ich denn auch gleich in der frischen Saat die massige Stange eines vermutlich geraden Zwölfers. Ich sah das als freundliche Begrüßung.

Eine Woche später trafen wir uns mit den Vorpächtern. Es waren zwei Journalisten der Zeitschrift Jäger, die das Revier wohl für eine kurze Zeit untergepachtet hatten, dann aber merkten, dass die jagdlichen Träume in einem Revier so fern vom Wohnort nicht so leicht zu verwirklichen waren. Für einen angemessenen Betrag übernahmen wir die Hochsitze. Nun konnten wir mit der Jagd beginnen.

Mein Mitpächter war da klar im Vorteil, weil er das Revier schon Jahre zuvor als Jagdaufseher betreut hatte. Bevor ich nur den ersten Schwarzkittel zu Gesicht bekam, hatte er schon eine zweistellige Zahl erlegt. Das störte mich aber gar nicht, war ich doch jetzt ein freier und unabhängiger Jäger auf einer Fläche von über 300 Hektaren.

Das Revier war reich gegliedert. Der Waldanteil war mit 80 ha nicht sonderlich groß, aber gut gelegen. Er bot warme Südhänge aber auch geschützte und kühle Nordwesthänge als Sommereinstände. Der größte Feldbereich hieß ‚Kalk‘, ein Hinweis auf den kalkreichen Boden. Das schien auch für die Hirsche ein Argument zu sein, hier im Sommer in den Feldern ausgiebig zu äsen.

Dann gab es noch einen Bereich längs der Weil mit einer weiten, flachen Wiese im Talgrund und ein wenig weiter weg zwei kleine, separat liegende Täler, die erst einmal unscheinbar wirkten, sich aber jagdlich als interessant erwiesen.

Übers Kennlernen des Reviers war ich so beschäftigt, dass ich im ersten Jahr gerade mal einen guten Bock, zwei Stücke Rehwild und kurz vor Weihnachten zwei Rotkälber schoss. Den Rest überließ ich meinem Mitpächter.

Die Sauen waren mir im ersten Jahr immer ein Stück voraus. Das lag auch ein Stück daran, dass ich keine Sauen fährtete. In all meinen schlaun Büchern hatte ich gelesen und gesehen, dass Sauen immer die hinteren Klauen, ihr Geäfter, im Boden abdrücken und ihre Fährte dadurch gut erkennbar sei. Dass diese Aussage von Jägern stammte, die in sandigen Revieren jagten, wusste ich damals nicht. Auf unseren im Sommer trockenen und festen Schiefertoneböden trifft diese Aussage nicht zu. Da sieht man, wenn überhaupt, meist nur die Abdrücke der vorderen Schalen. Und die sind dann auch selten aufgespreizt, weil die Schalen nicht einsinken. So ähneln Schwarzwildfährten auf unseren festen Böden oft den Fährten vom Rotwild. Nur bei genauester Betrachtung lässt sich an weniger symmetrischen Schalenlängen und an der Schrittweite das Schwarzwild vom Rotwild unterscheiden. Auf Fährten gehe ich später in einem eigenen Kapitel ein.

So fährtete ich Sauen erst einmal nur an feuchten Plätzen, nicht aber auf festem Boden. Nach und nach kam ich ihnen langsam auf die Schliche.

Dass ich anfangs nicht so recht erfolgreich auf Sauen jagte, lag wohl auch daran, dass Kirren damals für mich noch ein

Fremdwort war. Mais ausstreuen, um Sauen anzulocken, war in dem Revier, in dem ich bis dahin jagte, nicht üblich.

Ich habe mich denn auch über die ganze Pachtperiode schwergetan, Sauen anzukirren. Ich legte zwar Kirrungen im Wald an, um den Weg der Sauen besser zu erfassen, schoss aber meine wenigen Sauen ausschließlich draußen im Feld.

Hirsche

Mit meinem heutigen Wissen und der heutigen Erfahrung hätte ich schon im ersten Jagdjahr zwei oder auch drei Hirsche erlegen können. Es waren genug da. Mein Revierteil war ein Revier für Feisthirsche. Irgendwo zwischen 15 und 20 Hirsche bereiteten sich in dem Revier in der Zeit von Januar bis Mitte Dezember auf die Brunft in den großen Wäldern um Weilmünster und im Camberger Staatsforst vor. Ich konnte sie allenthalben fährten und immer sehen, wenn es mich nach dem Anblick von Hirschen verlangte.

Meine liebsten Sitze waren die alte Eiche am Rand zwischen Wald und Feld und die Kanzel auf der Genhell, einem kleinen Feldstück, das allseits von Wald umgeben war. Pünktlich auf den Glockenschlag traten die Hirsche abends aus. An der hohen Eichenkanzel trödelten sie schon eine Stunde vorher im niedrigen Bestand herum. Genüsslich klaubten sie im Hochsommer die Vogelbeeren aus den Büschen, die sie später kurz und klein schlugen, als sie ihre Geweihe fegten.

Der Anblick faszinierte mich damals so, dass ich im ersten Sommer gar nicht daran dachte, einen der Hirsche zu erlegen. Ich brachte es nicht fertig, den Frieden zu stören. Die Hirschjagd hob ich mir für den Herbst und den Winter auf. Da hatte ich aber die Rechnung ohne die Hirsche gemacht. Pünktlich Mitte September stand kein Hirsch mehr im Revier. Ich hörte sie dann nur Tage später auf der anderen Seite der Weil in den hohen Buchenwäldern rufen und kämpfen.

Nach Weihnachten traf ich dann wieder auf erste Fährten. Es wurde aber Ende Januar, bis sie zurückgefunden hatten. Aus Erfahrung wird man klug. Und so beschloss ich, im kommenden Sommer besser aufzupassen. Was dann auch gelang. Wenn auch mit Schwierigkeiten.

Mein erster Hirsch

Im zweiten Pachtjahr hatte ich schon früh im Jahr mit recht hohem Aufwand mitten im Gilling, so heißt das Waldareal, einen großen Wildacker angelegt. Nachdem die Baumstubben mit einer Raupe gerodet waren, fräste ein örtlicher Holzrücker den Boden mit einer mächtigen Fräse auf. Ich lief mit der Saatschüssel hinterher und säte den Acker mit Buchweizen und Wildackereintopf ein. Der entwickelte sich prächtig. Reh- und Rotwild gaben sich hier ihr Stelldichein.

Weil ich hier meinen ersten Hirsch schießen wollte, hielt ich absolute Ruhe. Kein Schuss fiel. Kein Bock hätte so prächtig

sein können, kein Keiler so mächtig, als dass ich ihn dort erlegt hätte. Die anliegende Kanzel, die Spinne, bezog ich erstmals zu Beginn der Jagdzeit Anfang August. Und schon an diesem Abend zeigte sich der Erfolg der eingehaltenen Ruhe. Drei junge Hirsche traten gegen 8 abends Uhr aus der anliegenden Dickung. Zwei Sechser und ein Achter. Alle drei waren aber noch im Bast. So einen Basthirsch wollte ich nicht erlegen. Ich verbrachte dann die ganze Nacht auf der engen Kanzel, um den Frieden an diesem Platz nicht zu stören. Erst am Morgen, als alles Wild eingezogen war, baumte ich ab.

Vierzehn Tage später wagte ich einen zweiten Anlauf. Um so wenig wie möglich zu stören, ließ ich meinen Wagen weit draußen im Feld zurück. Meine Frau fuhr mich mit dem zweiten Wagen zur Kanzel. Sie hielt mit laufendem Motor. Ich stieg aus, baumte auf, sie fuhr langsam weiter. Das hatte ich in meinen schlaun Büchern gelesen. So bejagen Jäger in Osteuropa den schlaun Wolf. Die Vorsicht bewährte sich. Keine zehn Minuten später traten die drei Hirsche auf die Lichtung. Ausgucken, anvisieren und schießen waren fast eins. Verwunderlich nur, dass der beschossene Sechser überhaupt nicht zeichnete. Die schwere Kugel aus der 30.06, die Rehwild und mittlere Sauen einfach umriss, schien keine Wirkung zu zeigen. Ich repetierte, legte neu an, sah zwar einen kleinen dunklen Fleck hinterm Blatt, schoss aber nochmal. Erst jetzt brach der Hirsch zusammen.

Später stellte sich heraus, dass beide Schüsse nur wenige Zentimeter nebeneinander tödlich die Kammer trafen. Damals

wusste ich noch nicht, dass man den zweiten Schuss besser auf eine andere Körperstelle platziert, weil der Bereich um den ersten Treffer so betäubt ist, dass der Nachschuss kaum Wirkung zeigt.

Nach all der Aufregung lehnte ich mich erst einmal zurück und ließ das Erleben noch einmal vorbeiziehen. Die Begleiter des jungen Hirsches waren nach dem zweiten Schuss abgesprungen. Ich begegnete ihnen noch hin und wieder, spürte aber nicht den Wunsch, trotz Freigabe noch einen weiteren Junghirsch zu schießen. Die drei hatten mir gegeben, was ich wollte.

Jetzt richtete sich der Fokus auf einen reifen Hirsch. Der freigegebene 1 A sollte es werden. Das sollte aber noch bis Mitte Januar währen.

Mein zweiter Hirsch

Monate vor meinem Lebenshirsch erlegte ich zur Brunftzeit, noch einen zweiten Hirsch, während ich auf meinen Lebenshirsch ansaß. Am frühen Abend war ich entlang der alten Hessenstraße zur offenen Leiter gepirscht. Es war ein frostiger Abend im Oktober. Die Wiesen und Felder waren weiß gereift. Der Mond schien hell vom Himmel. Eigentlich zu hell für eine gute Jagd. Doch wegen der Brunft vergaß das Rotwild wohl, wie gefährlich es im hellen Wiesengrund sein kann. Noch vor acht Uhr abends traten einzelne Stücke Kahlwild aus dem nahen Wald. Bald gesellte sich auch ein junger Hirsch zu ihnen. Seine Statur ließ jedoch erkennen, dass er noch ein Spielmann war. Tabu für die Jagd. Ein Hirsch für die Zukunft. Etwa zwei Stunden später trat dann auch der Hirsch aus dem Wald, der drinnen immer wieder recht laut gerufen und gebrummt hatte. Ich hätte gedacht, es wäre ein stärkerer Hirsch. Es war ein mittelalter Hirsch. Und auch sein Geweih war nicht so stark, wie ich es bei seinem Auftreten erwartet hätte. Er war wohl in dieser Ecke des Revieres augenblicklich der Platzhirsch. Ich schaute mir ihn mit dem starken Nachtglas genauer an. In der Summe aller Beobachtungen entpuppte er sich als vier- bis 5-jähriger Achter. Ein Hirsch, wie er geschossen werden durfte. Ich vergewisserte mich noch zwei weitere Stunden. Der Eindruck änderte sich nicht. Als er dann günstig stand, das Licht passte und ich keine Zweifel mehr hatte, visierte ich ihn im hellen Mondlicht über fast 150 Meter an, richtete das Fadenkreuz kurz hinter seinem Blatt aus und schoss. Nach einigen Fluchten lag

er. Sein Geweih erinnert mich noch heute an die kalte glasklare Mondnacht im Oktober und den schreienden Hirsch im weiß gereiften Wiesengrund. Ein Bild, wie man sich Jagd vorstellt.

Mein Hirsch

Mein richtiger Hirsch war eigentlich für einen richtigen Hirsch noch nicht alt genug, galt dann aber doch als richtiger Hirsch, weil er am Lauf verletzt und damit zu Recht jagdbar war. Bis ich ihn erlegen konnte, sollte es noch Monate währen. Vom Jahr zuvor wusste ich, dass meine Hirsche pünktlich im September meinem Revier in die angrenzenden Brunftreviere abwanderten. Da hieß es, noch rechtzeitig den starken Hirsch zu erlegen. Täglich sammelte ich Äpfel, um sie in guter Schussweite von der Eichenkanzel auszulegen. Doch meine starken Hirsche ließen sich nicht täuschen. Sie nahmen die Äpfel erst auf, als ich schon lange den Sitz verlassen hatte. Nur angebissene Äpfel zeugten von ihrer Anwesenheit. Einzelne Äpfel waren auf besondere Weise angebissen. Später einmal erzählte mir unser Ehrentreiber, der Hasenfranz, dass er morgens die Äpfel kontrolliert und die leckersten von ihnen auch mal angebissen hätte.

Die Äpfel halfen nichts. Die Unruhe führte dazu, dass die Hirsche noch heimlicher wurden. Als ich dann eines Abends abseits der eigentlichen Einstände in einem vermeintlich rotwildfreien Tälchen auf einen Bock ansaß, wusste ich, wo die Hirsche ihren neuen Einstand genommen hatten. Es war schon

fast dunkel, als ich abbaumen wollte. Da krachte es drüben im Hang in den Eichen. Hirsche! Ich musste nur ein paar Minuten warten, bis sie unten in der Suhle am Rande des Tälchens auftauchten. Es war so dunkel, dass ich sie kaum mehr sehen konnte. Sie schienen sich aber richtig wohl und sicher zu fühlen. Über eine halbe Stunde suhlten sie sich und bearbeiteten die umliegenden Büsche mit ihren Geweihen. Hin und wieder konnte ich erkennen, dass es mächtige Geweihe waren. Ich ließ sie in aller Ruhe ziehen und machte noch am Abend bei einem Bier mit meinem Mitpächter einen Plan.

Lancierte Hirsche

Die Vorstellung, wie wir an den Hirsch kommen könnten, hatte ich schon im Hinterkopf. *Lange zuvor hatte ich unter anderen in dem großartigen Buch von Raesfeld ‚Das Rotwild‘ gelesen, wie Berufsjäger und Schweißhundeführer ihren Jagdherren ausgesuchte Hirsche vor die Büchse lancierten. Am frühen Morgen beobachteten sie das einziehende Rotwild. Dann schauten sie sich das Gelände und die Wald-Feld-Gegebenheiten genau an, um ihren Jagherren am rechten Platz zu postieren.*

Am späten Vormittag oder am Nachmittag ging es dann zur Jagd. Nachdem der Jagdherr seinen Anstand eingenommen hatte, setzte der Jäger seinen Schweißhund auf der kalten Einwechselfährte an. Schritt für Schritt arbeitete sich der Hund vor. Der Hundeführer folgte leise redend. Meist nach wenigen

hundert Metern näherten sie sich dem Lager des Hirsches. Der stand auf, sicherte und stahl sich leise fort. Wenn alles gut berechnet war, kam er dabei dem Jagdherren so vor die Büchse, dass dieser ihn ansprechen und erlegen konnte.

Das war auch unsere Blaupause für den kommenden Tag. Wir wussten ziemlich genau, wo die Hirsche ihr Lager hatten. Am Nachmittag machten wir uns dann auf zur Jagd. Ich wählte meinen Anstand dort, wo der Waldstreifen endete und sich knapp hundert Meter weiter in einem kleinen Wäldchen fortsetzte. Es war wie ein Zwangswechsel. Auf diesem Wechsel mussten sie kommen. Fast wie bei Wilhelm Tell.

Zur verabredeten Zeit betrat mein Jagdpartner den schmalen Waldstreifen. Leise redend, hin und wieder an einen Busch oder Baum klopfend, bewegte er sich auf das vermutete Lager der Hirsche zu. Der Plan ging auf. Schon wenige Minuten, nachdem mein Jagdpartner eingewechselt war, hörte ich leises Knacken im Hang. Bald auch den typisch hellen Klang anschlagender Geweihenden. Und es dauerte nicht lange, bis sich der erste Hirsch aus dem Hangwald in Richtung des nächsten Waldstreifens trollte. Ihm folgte ein zweiter Hirsch und dann der Hirsch, auf den wir es abgesehen hatten. Alle drei waren prächtige Kronenhirsche. Die Enden waren auf die Schnelle gar nicht zu zählen. Der letzte wirkte reif und mächtig. Ich brachte die Mannlicher 9,3 in Anschlag, visierte ihn an, ohne noch einmal das Fernglas zur Hand zu nehmen, fuhr vor, richtete die Büchse aus und schoss. Staub und Steine stoben auf und die Hirsche davon. Am Anschuss nicht das

kleinste Pirschzeichen. Der Kugelriss der 9,3 mit dem schweren TU-Geschoss ließ keinen Zweifel. Der Schuss ging zwischen den Läufen in den Boden. Unterschossen.

Tage später sprach uns ein befreundeter Bauer an. Was war denn bei euch los? Ein Riesenknall und kurz darauf rennen drei Hirsche vor meinem Traktor übers Feld in den angrenzenden Wald. Wie in Ungarn. Ich hatte meine Chance. Weitere Ansitze blieben erfolglos. Tage später waren die Hirsche in die benachbarten Brunftreviere ausgewechselt.

Im Januar spürte ich dann erstmals wieder Hirsche im Revier. Darunter auch ‚meinen Starken‘.

„Lass mich das mal für dich machen! „ meinte damals mein försterlicher Jagdfreund. Er war Förster im benachbarten staatlichen Jagdrevier, hatte aber zu meinem Revier eine besondere Bindung, weil er dort lange als Förster gewirkt hatte und auch den stattlichen Rotwildbestand auf der Grundlage eines einzelnen Schmaltieres aufgebaut hatte. Dazu später mehr.

Tag für Tag ging er dann seit den ersten Januartagen mit einem kleinen Eimerchen Apfeltrester und eine Handvoll Hafer raus ins Revier und legte eine Kirmung an. Bald konnte er den Hirsch täglich fährt. Ich blieb während dieser Zeit dem Ansitz fern. Als er sich seiner Sache sicher war sagte er zu mir: ‚Heute abend schießt du deinen Hirsch‘. Und so sollte es sein. Bis auf eine kleine Abweichung. Es wurde nicht Abend. Es wurde Mitternacht.

Mittags um halb vier machte ich mich auf den Weg zur Spinne, einer hohen geschlossenen Kanzel nahe dem Wildacker. Mühsam schaffte ich mein komplettes Outfit auf der eisglatten Leiter auf den Sitz, um auch einen langen kalten Ansitz überstehen zu können. Oben angekommen sortierte ich meine Sachen, richtete ich mich im Schlafsack ein, zog den Kragen hoch, band den Schal um und zog die Pelzmütze tief ins Gesicht.

Hin und wieder schaute ich nach draußen. Nur Rehwild machte sich an der kleinen Kirmung zu schaffen. Immer wieder mal streifte ein Fuchs über den Wildacker. Aber von Hirschen war weit und breit nichts zu hören und zu sehen. Das änderte sich gegen 8 Uhr abends. Unten im Bestand war zu hören, wie Hirschgeweihe gegeneinander schlugen. Jetzt ist es so weit, waren meine Gedanken. Doch es sollte noch länger dauern. Nach einer Zeit der Unruhe kehrte wieder Ruhe ein. Die Hirsche hatten wohl eine Pause zum Wiederkäuen eingelegt. Dann, um 11 Uhr abends wurde der Wald wieder unruhig. Ich konnte hören, wie Geweihe an Ästen streiften, wie sie sich berührten und leise klapperten. Hirsche. Es dauert noch über eine halbe Stunde, bis die Hirsche auf die Bühne traten. Drei mächtige Körper schoben sich auf den Wildacker. Die Geweihe waren so schwer, dass sie Mühe hatten, die Häupter gerade zu halten. Ich versuchte mit dem 9x63-Nachtglas den richtigen Hirsch auszumachen. Das war gar nicht so einfach, weil allmählich feiner Nebel aufzog, der die Hirsche immer wieder für Minuten einhüllte. Kurz vor zwölf lichtete sich der Nebel für einen Augenblick. Die Hirsche hoben sich deutlich vom

Boden ab. Ich suchte meinen Hirsch durchs Zielfernrohr, vermittelte das Fadenkreuz dicht hinter sein Blatt und schoss. Kurze Fluchten. Die Hirsche verschwanden im Nebel. Ich war mir meiner Büchse und der 30.06 aber sicher. Der Hirsch musste liegen. Nachdem ich noch eine halbe Stunde in mir versank, machte ich mich still auf den Heimweg. Die Nacht war kalt, eine sofortige Nachsuche nicht angeraten. Der Hirsch konnte nicht verhitzen. Am folgenden Morgen fanden wir ihn ohne Nachsuche nur wenige Fluchten weg vom Anschuss. Ein ungerader Sechszehnder mit einem Geweihgewicht von 7,3 Kilogramm und knapp 190 Wertungspunkten.

Das war mein Lebenshirsch. Sein Geweih hängt heute in meiner ‚Jagdhütte‘ direkt hinter meinem Haus am hohen Kamin. Mein Wunsch nach einem starken Hirsch war mit ihm erfüllt. Einen weiteren Hirsch wollte ich nicht mehr jagen.

Natürlich stand Rotwild auch weiterhin ganz oben in meinem jagdlichen Fokus. Aber als ich wusste, wie das mit der Hirschjagd ist, ließ ich fortan den Hahn in Ruh auf Hirsche.

Hirsche habe ich in den Folgejahren nur noch virtuell erlegt. Wenn sie in den Abendstunden austraten, übte ich, Büchse und Fadenkreuz bei allen Lichtverhältnissen und über alle jagdlich vertretbaren Entfernungen präzise auf die tödlichen Stellen auszurichten. Zugleich übte ich, die Hirsche präzise auf Alter, Gewicht, Enden und Statur anzusprechen. Nachdem ich den ausgewählten Hirsch mit sanftem Druck auf den Abzug der gesicherten oder meist sogar ungeladenen Büchse virtuell

erlegt hatte, war es meine größte Freude, den Hirschen über den Abend, durch die Nacht bis zum Einwechselln im Morgengrauen zuzusehen.

Die meisten Jäger werden mich sicher für verrückt halten, dass ich bei solchen Ansitzen ohne Jagdabsicht von der hohen Kanzel die Hirsche angesprochen habe. Das hat sie überhaupt nicht gestört. Ich habe ihnen sogar Lieder vorgesungen. Hat auch nicht gestört. Nur wenn ich ihnen Lieder auf Englisch sang, wurde es ihnen unheimlich und sie zogen langsam ab.

All mein Wissen und auch das Gefühl, das Feeling fürs Rotwild lernte und verstand ich in diesen stillen Stunden.

Die Idee, ein wie auch immer geartetes Buch zur Jagd zu schreiben, kam erst später auf. Es soll auch kein Buch der großen oder hohen Jagd werden, es wird ein Buch der alltäglichen Jagdpraxis.

Ich kann nicht so viel von erfolgreichen Jagden und Jagderfolgen berichten wie viele andere Jäger. Es war nie mein Ziel, möglichst viele Tiere zu erlegen. Erlebnis und Erfahrung hatten einen höheren Stellenwert als große Strecken.

Immer dann, wenn ich wusste, wie man erfolgreich auf ein bestimmtes Wild jagt, war mir das Wissen darum genug und das Verlangen, ein weiteres Stück zu schießen, trat mehr und mehr in den Hintergrund. Es ist wohl ein Wesenszug, dass mich vor allem die Erfahrung reizt, aber weniger deren ständige Wiederholung.

Jetzt kam die Zeit für die Sauen

Meine Hirsche hatte ich jetzt erlegt. Es reizte mich nicht, weitere Hirsche zu schießen. In den Folgejahren erlegte ich noch das eine und andere Stück Kahlwild. Das jedoch eher aus Pflicht gegenüber dem Abschussplan als zur jagdlichen Freude.

Von nun an wandte ich mich den Sauen zu, die bis dahin in meinem Revier regelrecht Schonzeit genossen. Inzwischen hatte ich auch gelernt, Sauenfährten auch dann von Rotwildfährten zu unterscheiden, wenn sie auf festem Boden kein Geäfter in den Boden schrieben.

Jagdlich gesehen hatte ich natürlich gegenüber meinem Mitpächter und den Jägern in den benachbarten Revieren einen großen Nachteil, weil ich nicht kirrte. Das hatte ich nicht gelernt. Das schätzte ich damals noch nicht. Ich hatte dann in der zweiten Hälfte der Pachtzeit zwar zwei Kirrungen angelegt, setzte mich dort aber nie auf Schwarzwild an. Es freute mich, wenn ich am nächsten Morgen die Fährten der Nacht an der Kirrung lesen konnte. Den noch ausstehenden Jagderfolg vermisste ich in keiner Weise.

Natürlich schoss ich auch Sauen. Die erlegte ich aber damals ausschließlich draußen im Feld und meist vom Boden aus. Wenn das Wetter mal zu rau war, legte ich mich schon mal im Kofferraum meines Kombis auf die Lauer und schoss aus dieser Lage den einen und anderen Überläufer am Rande der Maisfelder. Einen Keiler zu schießen, wie ich es immer

wünschte, blieb mir bei dieser Jagdweise versagt. Die starken Keiler fielen in den Revieren rundum allesamt an der Kिरrung.

Rehwild

Mein Revierteil war ein exzellentes Rehwildrevier. Ein rechter Rehwildjäger hätte hier gut Strecke machen können. Mir machte das Rehwild Freude, wenn es mich während der Ansitze auf Rot- und Schwarzwild unterhielt. Meinen Abschuss erfüllte ich nur zur Hälfte, die zweite Hälfte überließ ich meinem Jagdpartner und seinen Jägern und Jagdgästen.

Meine größte Freude war immer, im Frühsommer, wenn das Rehwild seine Einstände und Revierteile bezogen hatte, Bilanz zu ziehen. Dazu setzt ich mit Glas und Spektiv an den Punkten mit der weitesten Aussicht übers Revier an. Die Zeit nach der ersten Mahd ist die beste Zeit für die Bestandsaufnahme. Dann haben die Ricken ihre Einstände festgelegt, die Schmalrehe stehen in der Nähe, die Kitze treten dann auch schon mal mit den Ricken aus. Meist steht dann auch schon der eine oder andere Bock in der Nähe. In einem Jahr konnte ich so auf den etwa 330 ha Revierfläche 64 Stücke Rehwild einschließlich der frischen Kitze zählen. Glauben wollte mir das keiner. Das hat mich aber auch nicht weiter gestört. Und denjenigen, die bei so einem Bestand eine Unterernährung und Verzweigung des Rehwilds befürchteten, konnte ich entgegen halten, dass die erlegten Böcke und Ricken in allen Fällen zwischen 16 und 22 Kilogramm auf die Waage brachten. Ein höherer Bestand korreliert nicht zwingend mit

Verzweigung. Die Güte des Rehwilds ist abhängig von der Qualität des Einstands. Trotz des hohen Bestandes habe ich recht wenig Rehwild erlegt. Es reichte mir, einen oder auch zwei Böcke im Jahr zu schießen und im Herbst noch das eine und andere Kitz und Schmalreh.

Hasen und Füchse

Hasen haben wir nur anfänglich einige erlegt. Der Besatz an Hasen war in der Zeit, als wir das Revier pachteten, überall in Deutschland in der Folge des neuen 00-Rapses fast zusammengebrochen. Konnten die Vorpächter noch 20, 30 Hasen jährlich erlegen, beschränkten wir uns auf eine Handvoll Hasen bei den Treibjagden. Ab 1984 verzichteten wir dann ganz auf ihre Bejagung.

Bei den Füchsen war es ein wenig anders. Mein Jagdpartner und seine Jäger schossen so manchen Fuchs. Ich zähle aus der Erinnerung nur zwei Hände voll Füchse, die ich erlegte. Meist mit der Kugel aus größerer Entfernung. Einen tollwütigen Fuchs erlegte ich mit Schrot im Hof eines bäuerlichen Anwesens mitten im Dorf. Als ich dann im späten Frühjahr vom Ansitz einen völlig zerrupft wirkenden Fuchs mit der kleinen Kugel aus dem Einstecklauf erlegte und beim Nähertreten erkennen musste, dass ich eine führende Fähe erlegt hatte, stellte ich erst einmal die Jagd auf Füchse ein. Ich habe sie dann auch nicht mehr aufgenommen, weil sich der Besatz an Füchsen überhaupt nicht veränderte, obwohl ich

keine Füchse mehr bejagte. Die stadttreuen Füchse hielten das Revier frei von Zuwanderern aus anderen Revieren. Und ein paar Füchse braucht man doch auch im Revier zur Unterhaltung beim Ansitz und um auch mal Fallwild jagdgerecht entsorgen zu können.

Es gab eine Zeit, da fragten zwei Baujäger nach, ob sie mit ihren Terriern bei uns um Revier auf Baujagd gehen könnten. Natürlich waren wir einverstanden. Zwei Versuche unternahmen wir. Beide endeten dramatisch. Beide Bauten waren nicht nur vom Fuchs sondern auch vom Dachs befahren. Unter der Erde entspannen sich wüste Überlebenskämpfe. Mein Jagdpartner besaß ein kleines Bauunternehmen Mit seinem Bagger gruben wir im ersten Fall ein Kanalrohr über 30 Meter auf, um am Ende des Rohres den mit dem Dachs völlig verkämpften Hund herausholen zu können. Der Hund starb später in der Gießener Tierklinik an seinen schweren Verletzungen.

Wider bessere Einsicht wagten die beiden Baujäger ein Jahr später einen neuen Versuch. Dabei schloss der Dachs im Bau den Hund ein, indem er den Gang verklüftete. Den Hund konnten wir nicht mehr finden, obwohl mein Jagdpartner mit seinem Bagger ein drei Meter tiefes Loch aushob und dann mit der Baggerschaufel dem Gang soweit es möglich war, folgte. Mit der Taschenlampe konnten wir von der Aushubstelle den Gang noch etliche Meter im Lössboden verfolgen. Den Hund konnten wir nicht retten.

Vor dem Hintergrund ist verständlich, dass wir nie wieder der Baujagd nachgegangen sind und ich meine Dackel auch so trainierte, dass sie nicht in Bauten einschleiften.

Zumindest in unserer Gegend mit ihren Feldspalten und alten Bergwerken braucht es keine Baujagd. Füchse lassen sich viel einfacher mit der Kugel erlegen. Es braucht dazu auch keinen Luderschacht. Ein kleiner Reisig- oder Strohhaufen im Feld genügt, dass sich Mäuse ansiedeln und der Fuchs diesen Platz Nacht für Nacht kontrolliert. Bei Bedarf kann man da auch ein paar kleine Fleischstücke unterstreuen. Noch einfacher geht es mit einer Handvoll Getreide, das Mäuse anlockt oder einer Handvoll Hundefutter. Sauber und verlässlich Erfolg versprechend. Wer den Balg nutzen möchte, legt den Platz für den Schrotschuss nahe zu einem geeigneten Hochsitz an. Wer die Füchse kurz halten will, kann das mit kleiner oder großer Kugel auf größere Entfernung erreichen.

So vergingen die Jahre im ersten Revier. Es war ein schönes Revier, es war eine schöne Zeit.

Obwohl es möglich gewesen wäre, die Jagd zu verlängern, überließ ich meinen Revierteil ein Jahr vor Ende der Pachtzeit dem Schwiegersohn meines Mitpächters. Ich hatte erst einmal genug gejagt. Vieles war während der jagdintensiven Zeit liegengelassen.

Etwas anderes wartete.

Das andere war die Perspektive, für meinen Freund Bernhard Docter, Gründer und Inhaber von Docter Optic, den Aufbau seines Musterreviers in Thüringen zu begleiten. Mit der deutschen Einheit konnte er 1991 vier Teilbetriebe des ehemaligen Kombinats Zeiss Jena erwerben. Darunter auch die Optik-Fabrik Zeiss Jena in Eisfeld, in der hochwertigste Jagd- und Militär-Optik für ganz Osteuropa entwickelt und gefertigt wurde. Die Optiken von Zeiss Jena hatten eine exzellente Qualität. Nachdem das Design der Optiken der Zeit angepasst war, war die nächste Aufgabe, den Ferngläsern und Zielfernrohren einen Platz auf dem Markt zu schaffen. Bernhard Docter hatte dazu nahe Schleiz in Thüringen ein über 3000 Hektar großes Hochwildrevier gepachtet. Mitten drin ein kleiner Gutshof, fast wie ein Schlösschen. Ein perfektes Ambiente für ein Musterrevier und für die Präsentation der Docter'schen Jagdoptiken.

Ich hatte bis dahin ein paar Bücher und Prints für Docter Optic geschrieben. Meine zukünftige Aufgabe sollte sein, Bücher und Zeitschriften rund um den Aufbau und den Betrieb des Musterreviers zu schreiben, um darin Jagdoptiken von Docter zu präsentieren. WebSites und Social Media, wie wir sie heute kennen und nutzen, gab es damals noch nicht.

Mit einer großen Hubertusjagd stellte Bernhard Docter zu Hubertus 1992 Idee, Konzept und Produkte der Sport- und Jagdpresse vor.

Das Schicksal gab ihm aber nicht die Zeit, sein großartiges Konzept lange zu verfolgen. Nur wenig später starb Bernhard Docter. Seine Unternehmen gingen konkurs und wurden zerschlagen. Die Industrie-Optik wurde von Hella, Bosch und Rodenstock übernommen. Für die Jagdoptik wurde eine Auffanggesellschaft gegründet. 1997 ging sie zurück in den Schoß von Zeiss Jena, heute Analytik Jena. Heute fertigt eine Folgegesellschaft unter dem Namen Noblex die Docter'sche Jagdoptik. Docters Ideen leben weiter.

Unseren gemeinsamen Verlag konnte ich mit viel Einsatz aus dem Konkurs heraushalten, um ihn dann doch später zu schließen. Mein angefangenes Konzept eines Praxisbuches zur Jagd wanderte in die Schublade. Kapitel davon werden in abgeänderter Form sicher hier in dieses Manuskript einfließen.

Auch wenn Freundschaft und Zusammenarbeit ein zu frühes Ende nahmen, es war eine reiche und intensive Zeit mit Erfahrungen, Begegnungen und Erlebnissen, wie ich sie sonst nie erfahren hätte.

Chapeau, Bernhard Docter! Chapeau, mein Freund!

So soll es mit dem Manuskript zur Jagd weitergehen....

- Docters Musterrevier
- Reviereinrichtung
- Reviergestaltung
- Wild
- Wildäsung
- Jagd
- Winterfütterung
- Jagdpause
- Mein neues Revier
- Einrichtung
- Wild
- Rotwild, Schwarzwild, Rehwild, Niederwild
- Fährten und Spuren
- Bejagung
- Suhlen, Malebäume, ...
- Kurrungen
- Wildschaden
- Maisjagd
-